Einleitung.

1.

In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hat zu Rom ein Mann gelebt, dessen Andenken in der Bildungsgeschichte der Menschheit stets mit zu den gefeiertsten gehören wird. Uns Deutschen insbesondere muß der Name des Cajus Cornelius Tacitus ehrwürdig und theuer sein. Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Verfall die Reihenfolge der Cäsaren von Tiberius bis Nero ankündigte, angewidert von dem Schauspiel einer Tyrannei, deren Träger im Taumel ungeheuren Machtbewußtseins bis zu einem Grade des Wahnwitzes gelangt waren, daß sie hätten „die Welt ausschlürfen mögen wie ein Ei," empört über ein Sittenverderbniß, welches die ewige Roma zu einer „Kloake alles Unreinen und Schändlichen" machte, kehrte der große Historiker das forschende Auge den Völkern germanischen Stammes zu, welche seit dem Einbruch der Kimbrer und Teutonen drohend hinter den Gränzwällen des römischen Reiches standen. So schrieb Tacitus, wenn nicht mit der bestimmten Absicht, seinen Landsleuten das beschämende Gegenbild eines jugendlich kräftigen und unverdorbenen Volkes vorzuhalten, so doch mit dem Zukunft ahnenden Instinct des Propheten, sein berühmtes Büchlein „Von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens," welches, in dem Zeitraum von 98 — 104 n. Chr. verfaßt, nach J. Grimm's schönem Ausdruck „wie ein Morgenroth in die Geschichte Deutschlands gestellt ist." In Wahrheit ist dieses Buch, geschrieben in jenem Styl voll Energie der Darstellung, voll Wahrheitsliebe und strengsittlicher Anschauung, welchem man mit Recht den Ehrennamen des taciteischen gegeben, die Grundlage, von welcher die deutsche Kulturgeschichte auszugehen hat. Die Germania des Tacitus erleuchtet morgenröthlich das Dunkel der altdeutschen Wälder. Sie zuerst entwirft ein anschauliches Bild von unserer Altvorderen Gebaren im Frieden und Krieg, von ihren religiösen Vorstellungen und ihren Rechtssatzungen, von ihrem öffentlichen und privatlichen, häuslichen und geselligen Leben, von ihrer Arbeit und ihrer Muße. In dieser ruhmvollen Urkunde — doppelt ruhmvoll, weil von Feindeshand ausgestellt — wird auch gemeldet, daß Sagenkunde und Liederkunst in Deutschland uraltheimisch gewesen. Denn es heißt da (Germ. 2) von unseren Ahnen: „Sie preisen in alten Liedern (carminibus antiquis), welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geschichtsbüchern vertreten, den erdgeborenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Stifter."

Diese Stelle kann schlechterdings nur als ein Zeugniß verstanden werden, daß lange schon vor dem Eindringen des Christenthums geschichtliche oder, genauer gesprochen, sagengeschichtliche Heldenlieder in Deutschland umgingen, Gesänge, in welchen mit den Ueberlieferungen urväterlichen Heldenthums die Ueberlieferungen urväterlicher Religion sich vermischten. Auch von einem geschichtlichen Helden

unseres Volkes, von Hermann, weiß Tacitus zu melden, daß sein Andenken in Liedern gefeiert worden. Denn da, wo er am Schluß des zweiten Buches seiner Jahrbücher die Ermordung des Helden erzählt, fügt er hinzu: „Von ihm wird bei den deutschen Völkerschaften noch jetzt gesungen" — und es ist kein ausreichender Grund vorhanden, anzunehmen, der römische Geschichtschreiber habe hier den Armin, den Besieger des Varus, mit einem muthmaßlichen altdeutschen Gott oder Heros Irmin verwechselt. An weiteren Zeugnissen für die von Uralters her unter den germanischen Stämmen heimische Pflege des epischen Gesanges ist kein Mangel. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts schrieb Jornandes seine Gothen-Chronik („De rebus geticis"), um die Mitte des 8. Jahrhunderts Paul, Warnefrids Sohn, genannt Paul der Diakon, seine Langobarden-Chronik („De gestis Longobard."), Beide zwar, wie die kirchliche Gelahrtheit es wollte, in lateinischer Sprache, aber so, daß bei genauerem Zusehen den Inhalt die alten gothischen und langobardischen Heldenlieder bilden, in Prosa „aufgebröselt" und mit unpassenden classischen Reminiscenzen verquickt. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts verfaßte Eginhart sein „Leben Karls des Großen." Im 29. Kapitel erzählt er, daß der Kaiser die Rechtssatzungen der von ihm beherrschten Volksstämme zusammenstellen und schriftlich aufzeichnen ließ, und fügt dann hinzu: „Ebenso ließ er die uralten deutschen Lieder (barbara et antiquissima carmina), in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben, damit sie unvergessen blieben." Aus dieser Sammlung hatte Karls Sohn Ludwig in seiner Jugend die heidnischen Volksgesänge (poetica carmina gentilia) auswendig gelernt, von welchen er, seinem Lebensbeschreiber Thegan zufolge (vita Hludovici c. 19), in späteren Jahren aus Frömmelei Nichts mehr wissen wollte. Vielleicht ist die Annahme gestattet, daß die zwei Bände deutscher Gedichte (carmina Theodiscae linguae), welche Reginbert, der Bibliothekar des Klosters Reichenau, i. J. 821 als in der Klosterbücherei vorhanden und zum Unterricht in der deutschen Sprache geeignet verzeichnete, Abschriften der Karl'schen Sammlung gewesen seien.

Diese ist leider! spurlos verschwunden. Oder dürfte man etwa glauben, daß uns wenigstens ein Bruchstück des uralten durch Kaiser Karls Bemühung gesammelten und aufgezeichneten epischen Cyklus überliefert worden? Ich meine das fragmentarische Lied von Hiltibrand und Hadubrand, wie es zu Ende des 8. oder zu Anfang des 9. Jahrhunderts in niederdeutscher, mit fränkischen Formen durchsprenkelter Mundart aufgezeichnet wurde. Hier haben wir in Geist und Form Heidnisch-Germanisches. Den Geist des germanischen Heidenthums athmet auch unter seiner lateinischen Hülle hervor der im 10. Jahrhundert niedergeschriebene Waltharius (s. „Erläuterungen", Nr. 66). Aber wir besitzen ja aus der vorchristlichen Zeit unseres Volkes nicht nur Fragmente oder Lateinisirungen epischen Gesanges, sondern ein ganzes großes Heldenlied, das vom Beowulf, welches die Angelsachsen wohl schon fertig mit nach England hinübernahmen. Es veranschaulicht uns Wesen und Ton der ältesten germanischen Epik. Da sind die alten Langzeilen von acht Hebungen, in der Mitte durch die Cäsur getheilt, aber wieder verbunden durch den Stabreim (Alliteration), ohne Strophenbildung, welche ja, weil den stätig vorschreitenden epischen Vortrag eher hindernd als fördernd, der Natur des Epos zuwider ist.

Das Vorhandensein solcher Dichtungen setzt selbstverständlich Dichter voraus. Auch das kleinste Volkslied dichtet sich keineswegs „von selbst", wie einem berühmten Forscher Viele gedankenlos nachgesprochen. Im Reiche des Geistes gibt es kein Werden, wie im Reiche der Natur, sondern nur ein Schaffen. Gedichte wachsen nicht aus dem Boden wie Blumen; sie werden gemacht, wenn auch nicht in dem zweideutigen Sinne, welcher sich allmälig mit diesem Worte verband, sondern in dem des griechischen ποιεῖν, schaffen. Wenn man vollends erwägt, daß schon die ältesten Denkmäler unserer Dichtung mit Bestimmtheit auf das Vorhandensein eines umfangreichen, vielgestaltigen, episch ausgebildeten Sagenkreises schließen lassen, so ist gar nicht abzusehen, warum die Existenz eines Standes von Dichtern und Sängern in Altdeutschland geleugnet werden soll, eines Standes, welcher die Pflege und

Weiterbildung der nationalen Heldensagen zu seinem Beruf machte. Man kann, ja man muß dies annehmen, ohne deßhalb nach dem Vorgang der Klopstock'schen Schule die germanischen Sänger mit den keltischen Druiden und Barden zu verwechseln. Keinem fällt es ein, das Zeugniß Homers anzuzweifeln, daß berufsmäßige Dichter, die Aoidoi, an den Höfen der altgriechischen Könige die nationalen Götter- und Heldensagen vorgetragen hätten. Nun wohl, auch wir haben, ganz abgesehen von der gelegentlichen Erwähnung von Sängern und Harfnern in alten Sagen, in Chroniken und sogar in Rechtsbüchern, ganz bestimmte Zeugnisse, daß an den Höfen der altgermanischen Stammkönige die Liederkunst ebenfalls ihre Pfleger hatte und in Ehren stand. So heißt es z. B. im Beowulf (494):

Da ward den Geaten, der Gadrung (Versammlung) der Männer,
Im Biersaale eine Bank geräumet,
Da die Sinnkühnen sitzen gingen,
Haders ledig. Ein Hofdegen diente;
In der Hand er trug den hellen Bierkrug,
Schenkte den Schaumtrank. Ein Skald auch sang
Heiter in Heorot: da war Heldenlust,
Große Degenschaft der Dänen und Geaten*).

In einem anderen, höchst merkwürdigen angelsächsischen Gedicht, dem sogenannten Pilgrimslied, wird am Eingang von dem Skop Widsidh gesagt: „Den Worthort erschloß er, der die meisten Ruhmthaten auf der Erde kannte und Völker besuchte." Dann erzählt der Skop seine Wanderungen und fügt unter Anderem hinzu: „Wenn wir Beide, ich und Skilling, in glänzender Rede vor unserem Siegfürsten Sang erhuben, wenn laut zur Harfe der Gesang erklang; dann sprachen manche Männer, die das wohl verstunden, daß sie niemals besseren Sang hörten**)."

Im Vorstehenden ist das Wort Skop genannt worden. Es war dies, so weit unsere Kunde zurückreicht, unter den Germanen die älteste Bezeichnung des Dichters und Sängers. Skôp, scuof, scôf hieß der Mann, welcher „die That durch das Lied verherrlichte," und es leitete sich dieser Titel her vom Thätigkeitswort skapan, scafan, d. i. schaffen, so daß also der germanische Scof gleichbedeutend war mit dem griechischen ποιητὴς, Poet, Schöpfer, Dichter. Scôfleod oder scôfsang hieß das ernste, langathmige, aus den heldischen Stammsagen gewirkte epische Lied, im Gegensatz zum winileod, dem leichten, lyrischen, insbesondere um Liebessachen sich drehenden Sang. Bei den skandinavischen Germanen hieß der Dichter ein Skald, zurückzuführen auf skillan, tönen, schallen, sich hören lassen, wie das lateinische sonare, welches nicht undeutlich mit unserem alten sangari, Sänger, zusammenlautet.

Die vergleichende Sprachkunde, diese in unseren Tagen hell und heller angefachte Leuchte, hat das nächtige Dunkel der Vorzeit zwar noch lange nicht in lichten Tag, aber doch in mälig sich klärende Morgendämmerung verwandelt. Mehr und mehr wird die Ahnung von dem Zusammenhang urzeitlicher Völkergeschicke zum Wissen und gewinnen kühne Vermuthungen die festen Umrisse wissenschaftlicher Thatsachen. Dieselbe Forschung, welche die religiösen Vorstellungen der Völker arischen oder indoger-

*) Ettmüllers Beowulf, S. 86. Noch ein schlagenderes Zeugniß findet sich S. 108, denn nachdem gesagt ist:

Da ward Sang und Klang im Saale vereinigt;
Vor Healfdenes Heergesellen
Das Lustholz (die Harfe) gegriffen, Lied oft gesungen,
Wenn die Hallfreude Hrodgares Skalde
Auf den Methbänken ermuntern wollte —

folgt dann wirklich der Vortrag eines epischen Liedes.

**) Kemble, die Sachsen in England, I, 352.

manischen Stammes, also der Inder, Iranier, Hellenen, Italiker, Germanen, Kelten und Slaven, als aus einer ursprünglich gemeinsamen Einheit der religiösen Anschauung hervorgegangen nachzuweisen strebt, hat auch angefangen, die Verzweigungen der indogermanischen Heldensage unter den genannten Völkern bis zu einem gemeinsamen Stamme hinauf zu verfolgen, welcher, bevor die arische Völkerfamilie ihre Trennung und Auswanderung nach Süden, Westen und Nordwesten begann, in dem Quellengebiet des Indus und des Orus gestanden. So ist man, und zwar mit gutem Grund, dazu gelangt, unsern deutschen Helden Sigfrid mit dem indischen Heros Karna in Parallele zu stellen und überhaupt nicht ohne Erfolg den Nachweis zu versuchen, daß der Boden, auf welchem der Webestuhl stand, worauf die epische Dichtung der Indogermanen zuerst ihr Gewebe zu wirken begann, ein gemeinsamer gewesen sei*). Demnach ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere Altvorderen die Sage vom herrlichen Helden Sigfrid (nord. Sigurd) aus ihrer arischen Urheimat mit nach Europa und Deutschland brachten. Natürlich mußten sich nach der Trennung der indogermanischen Völker ihre Mythen und Sagen und demzufolge auch ihre epische Poesie verschiedenartig gestalten, wie das durch den Wechsel der Zeit, des Glaubens, der Sitten und Umgebungen bedingt war. Aber dennoch bricht durch alle diese Verschiedenheiten uralt-arisch Gemeinsames immer wieder durch. So ist z. B., wie der indische Karna ein Sprößling des Sonnengottes heißt, unser Sigfrid in der ältern und echtern Gestalt der Sage, welche der Norden uns bewahrte, ein Abkömmling des höchsten Gottes Odhin, dessen Auge ja die Sonne.

Das bisher Gesagte zusammenfassend, gewinnen wir dieses Resultat: — Unsere Altvorderen waren bei ihrer Niederlassung in Europa im Besitz epischer Ueberlieferungen, deren Fäden nach Asien zurückreichten und in welchen, wie überall in den Anfängen epischer Poesie, Göttermythus und Heldensage noch Eins gewesen sind. Der Charakter der neuen Heimat bedingte die Art der Weiterentwicklung dieser urzeitlichen Sagengestaltung, deren Mittelpunkt Sigfrid gewesen sein mag. Da die Germanen keineswegs, wie französische Oberflächlichkeit behauptet hat, auf der Kulturstufe der kanadischen oder kalifornischen Indianer standen, sondern ein seßhaftes, Ackerbau treibendes Volk waren, welches, hochbegabt von Natur, seine religiösen und sozialen Anschauungen frühzeitig zu bestimmten Satzungen und Ordnungen ausgebildet hatte, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie dem heiligsten, von den Vätern ihnen überlieferten Vermächtniß, der im Ansehen religiöser Urkunden stehenden Götter- und Heldensage, eine liebevoll weiterbildende Pflege angedeihen ließen. Träger derselben waren die an den Höfen der Stammfürsten umherziehenden Skopen und Skalden, von welchen anzunehmen ist, daß sie in der älteren Zeit nicht minder als die antiken Aoidoi und Vates priesterlicher Autorität genossen haben, um so mehr, da die Grundidee der altgermanischen Epik durchaus eine religiöse oder, nach dem geläufigeren Ausdruck, eine mythologische war und blieb.

2.

Aber der altgermanischen Götter- und Heldensage war es nicht gegönnt, zu einem künstlerischen Abschluß zu gelangen, wie einen solchen die griechische in den homerischen Gesängen gefunden. Zwei welthistorische Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung, die Völkerwanderung und das Christenthum

*) Vgl. Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, S. 192 fg. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes, I, 47 fg. Carriere, das Wesen und die Formen der Poesie, S. 303 fg.

traten der Vollendung des deutschen Nationalepos, zu welcher alle natürlichen Bedingungen vorhanden waren, in den Weg*). Zwei Revolutionen, eine physische und eine moralische, reichten sich die Hände zur völligen Umwälzung der Verhältnisse von Altdeutschland. Wo eine ganze Nation auf die Wanderschaft ging, um neue Wohnsitze zu suchen, mußte sich nothwendig Alles wandeln und ändern, namentlich auch die epische Ueberlieferung, welche von den Oertlichkeiten, an denen sie bisher gehaftet, abgerissen wurde. Die stätige Entwicklung unserer alten Dichtung ward unterbrochen, indem die Erinnerung an die Götter- und Heldensagen der Vorzeit im Wirrwarr neuer Ereignisse von kolossaler Größe zwar nicht ganz erlosch, aber doch mit neuen Vorstellungen sich mischte und dem Heimatlichen Fremdes anfärbte. Die Völkerwanderung führte die Germanen dem Christenthum entgegen und dieses pflanzte in die Gemüther der Zertrümmerer des römischen Weltreichs die Keime jener Romantik, welche nachmals in der Ritterpoesie des Mittelalters zu üppiger Blüthe gedieh. Deutsche Volksstämme, welche vor der Völkerwanderung eine geschichtliche Rolle gespielt hatten, verschwanden in Folge dieser Umwälzung entweder gänzlich vom Schauplatz oder vertauschten wenigstens ihre heimatlichen Sitze mit neueroberten in den Provinzen des römischen Reichs oder vermischten sich bis zur Unkenntlichkeit mit anderen Stämmen. So wurde die Reinheit der alten Stammsagen in dem Gedächtniß der Völker getrübt, deren Aufmerksamkeit durch die neuen Großthaten mächtiger Könige, wie eines Attila und Theodorich, ohnehin vollauf beschäftigt war. Um die Gestalten solcher Herrscher her bildete die geschäftige Volksphantasie neue Sagenkreise, die in mannigfaltigster Weise sowohl unter sich als auch mit den Ueberlieferungen des urzeitlichen Sagenschatzes in Verbindung gebracht wurden. In den Vordergrund der Geschichte und Sage und vermittelst dieser in den Kreis der epischen Dichtung traten die Stämme der Gothen, Burgunden, Franken, Langobarden, Alemannen, Thüringer, Sachsen, Friesen und Jüten. So gestalteten sich, mit Herbeiziehung und Umfärbung der uralten Wölsungensage von Sigfrid und seiner Verlobten, der Walküre Brunhild, auf deutschem Boden folgende epische Gruppen: 1) die Könige der Ostgothen aus dem Stamme der Amaler, Ermanrich und sein Neffe, Dietrich von Bern (ostgothischer Sagenkreis); 2) die burgundischen Könige Gunther, Gernot und Giselher mit ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild und ihrem Dienstmann Hagen (burgundischer Sagenkreis); 3) der Hunenkönig Etzel, um welchen her Walther von Aquitanien, Rüdeger von Bechelaren, Irnfrid von Thüringen und andere Helden sich sammeln**); 4) der Friesen- oder Hegelingenkönig Hettel mit seiner Tochter Gudrun, der Stormarn- oder Dänenkönig Horand mit seinem Oheim Wate, welchen die Normannenkönige Ludwig und Hartmuth gegenüber stehen (friesisch-dänisch-normannischer Sagenkreis); 5) die skandinavischen Helden Wittich und Wieland mit ihrer mythischen Umgebung (nordischer Sagenkreis); 6) die langobardischen Könige und Helden Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich (langobardischer Sagenkreis).

Die passive und active Beschäftigung mit den Helden und Heldinnen dieser Sagenkreise hat der Nation zu keiner Zeit ganz verleidet werden können, obgleich die christliche Geistlichkeit, insbesondere seit dem Auftreten des Bonifacius, Alles daran setzte, das nationale Epos, welches ja die mündlich überlieferte Bibel des germanischen Heidenthums war, aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen. Das

*) A. Maßmann, der eine fromme und kundige Hand an das große Unternehmen gelegt hat, aus den skandinavischen Sprachdenkmalen das deutsche Epos in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, wenn nicht der Form, so doch dem Inhalte nach, ist der Meinung, daß die Völkerwanderung die Gestaltung desselben nicht unterbrochen habe, sofern seiner Ansicht zufolge das deutsche Epos um die Mitte des 5. Jahrhunderts auf sächsischem Boden seinen Abschluß erhalten habe und dann im 6. Jahrhundert nach dem skandinavischen Norden gelangt sei. Vgl. die Einleitung zum ersten und die Vorrede zum zweiten Band von Maßmann's „Die deutsche Heldensage und ihre Heimat", Hannover 1857 — 58.

**) Auf diesen drei mitsammen verbundenen und durch die Einführung Sigfrids und Brunhilds verstärkten Sagenkreisen baut unser Nibelungenlied sich auf.

Christenthum, unduldsam wie alle monotheistischen Religionen, ward durch die Politik der römischen Bischöfe noch mehr angeeifert, die Religion unserer Altworderen und demnach auch ihre Heldensage mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber einer noch unverdorbenen Nation entreißt man weder mittelst Gewalt noch mittelst List ihre theuersten Erinnerungen. Selbst wohlwollender Aufklärungseifer scheitert an der Zähigkeit derselben. Karls des Großen siegreiches Schwert konnte die Sachsen zur Taufe in die Weser treiben und der Kaiser konnte mit Hülfe Roms eine neue Staatsordnung, eine neue Kultur, die kirchlich-lateinische, in Deutschland begründen. Aber was er nicht konnte, war, die Nation der Thaten ihrer Ahnen vergessen machen, und im Gefühle dieses Unvermögens ließ er sich sogar zu der Concession an das nationale Bewußtsein herbei, die alten Heldenlieder sammeln und aufschreiben zu lassen. Die Kirche ihrerseits scheint sich eine Zeit lang alles Ernstes mit dem Gedanken getragen zu haben, die deutsche Sprache auszurotten, als hätte der römischen Hierarchie geschwant, daß einst in dieser Sprache ein Luther schreiben und predigen würde. Der Grund lag freilich näher: man wollte mit der Sprache das Heidenthum vertilgen, von dessen Anschauungen sie durchdrungen war. Natürlich erwies sich der abenteuerliche Einfall als unausführbar und bald sahen sich die Geistlichen genöthigt, die nationale Sprache zum Organ ihres Verkehrs mit dem Volke zu machen, wenn sie überhaupt auf dasselbe wirken wollten. Noch mehr, die Kirche machte auch den Versuch, den Deutschen ihre geliebten Götter- und Heldensagen durch die christliche Mythologie und Martyrologie zu ersetzen. Dieser Absicht verdanken wir zwei der bedeutendsten unserer ältesten Sprachdenkmäler, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von einem Sachsen ganz im Styl der altnationalen Epik gedichtete Evangelienharmonie vom Heliand (Heiland) und die etwa dreißig Jahre später in mönchisch-gelehrter Manier geschriebene Evangelienharmonie des weißenburger Benedictiners Otfrid, welcher in bewußtem Gegensatz zu der volksmäßig-nationalen Dichtung die christliche Kunstpoesie in Deutschland begründete und auch formell eine bedeutsame Wendung bezeichnete, indem er den heimatlichen Stabreim mit dem aus der Fremde geholten Endreim vertauschte.

Von Otfrid erfahren wir, wie man in den Kreisen mönchischer Gelehrsamkeit von den altnationalen Heldenliedern dachte. Denn diese sind ohne Zweifel gemeint, wenn er in der lateinisch geschriebenen Vorrede zu seinem Reimwerk von „unnützer Dinge Schall" (sonus inutilium rerum) redet, während der hämische Seitenblick, den er auf den „wüsten Singsang der Laien" (cantus laicorum obscoenus) wirft, mehr dem eigentlichen Volkslied gilt, namentlich dem Winileod, an welchem auch die armen deutschen Nonnen fortwährend so großes Gefallen fanden, daß ihnen vermittelst eines königlichen Edicts v. J. 789 verboten werden mußte, „Liebeslieder abzuschreiben und einander mitzutheilen" (winileodes scribere vel mittere). Beispiele wie das oben angeführte vom Kloster Reichenau, wo die alten Lieder bewahrt und als Lehrstoff benützt wurden, sind jedenfalls höchst selten gewesen; denn sonst müßte uns von unserem Epos in seiner ursprünglichen Form mehr gerettet worden sein. Wurde ja doch die Kirche nicht müde, gegen die „bäuerischen, läppischen, teuflischen Gesänge" (cantica rustica, inepta, diabolica) zu eifern. Aber es half im Grunde doch nicht viel. Die ursprüngliche Form der alten Lieder ging freilich verloren, aber ihren Geist vermochten alle kirchlichen Exorcismen nicht ganz zu bannen, geschweige zu tödten. Mochten die Mönche in lateinischer oder deutscher Zunge, in Prosa oder in Reimen von den unerhörten Mirakeln ihrer Heiligen reden und schreiben, immer noch gab es fahrende Sänger und Harfner, die in der Zechhalle des Edeling-Hofes wie unter der Versammlungslinde der Dorfgemarkung von den Wölsungen und Amelungen, von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache, von Walthers und Hildegunds Flucht und von den Kämpfen im Rosengarten zu Worms sangen und sagten. Und wenn die alten Götter und Helden sonst gar keine Zuflucht mehr hatten, so gewährte ihnen die Kinderstube eine solche und in der Gestalt von Ammenmärchen wurden die religiösen und heldischen Erinnerungen der Vorzeit, freilich vielfach getrübt und verunstaltet, von einem Geschlecht dem andern überliefert. Dieses

unzerstörbare Nachklingen der germanischen Urlieder ermöglichte am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts die dichterische Wiedererweckung unserer nationalen Heldensage.

Derweil hatte eine günstige Schickung dafür gesorgt, daß germanische Religion und Heldensage, während sie im germanischen Süden, in Deutschland, so zu sagen nur noch unter der Hand und im Geheimen ein mannigfach beeinträchtigtes Dasein hinfristeten, im germanischen Norden, in den skandinavischen Ländern, zu reiferer Gestaltung gediehen. In dem Maaße, in welchem das Christenthum von Süddeutschland aus nach Norddeutschland vordrang, flüchteten sich die heidnischen Ueberlieferungen zu den skandinavischen Germanen. Hier fanden schon vom 6. Jahrhundert an die deutschen Götter- und Heldenlieder eine neue stammverwandte Heimat und eine liebevolle Weiterbildung. Als aber das Christenthum und die mit ihm verbundene kirchlich-romanische Kultur ihren Eroberungszug auch nach Skandinavien ausdehnten, da wurde eine fern im Nordmeer gelegene Insel das letzte Asyl des reinen Germanenthums. Harald Schönhaar, dem Christenthum geneigt, welches überall zur Vernichtung der altgermanischen Stammverfassungen die Mittel hergeben mußte, machte sich im 9. Jahrhundert im Sinne der Staatsidee Karls des Großen zum König von Norwegen. Das vermochte eine Anzahl stolzer Männer aus den edelsten Geschlechtern nicht zu ertragen und so schifften sie nach Island hinüber, „weil man daselbst frei lebte von der Gewaltherrschaft der Könige und anderer Bedrücker," und stifteten dort ein freies Gemeinwesen mit altgermanischem Recht, altgermanischer Religion und Sitte. Hier, in der insularischen Abgeschiedenheit, wurden die religiösen und heroischen Ueberlieferungen der Ahnen treu bewahrt und gepflegt. Das zugleich furchtbare und prächtige Naturleben Islands einerseits, andererseits die Gefahr und Lust des sommerlang betriebenen Wikingslebens weckten und nährten die Phantasie, die sich während der langen Winterabende, wo die kühnen Seefahrer um den häuslichen Herd im Kreise saßen, in Göttermythen und Heldensagen erging, überliefernd, gestaltend, erweiternd. So bildete sich hier, unabhängig von christlich-romanischen Einflüssen, eine Dichtung aus, deren Hervorbringungen in ihrer Ursprünglichkeit und Riesenhaftigkeit zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der Weltliteratur gehören. Wesentlich episch, aber kurzangebundenen, knappen Tones, hat sie, wie alle ursprüngliche Epik, die religiöse und heroische Tradition zu ihrem Inhalt. Ihre Blüthe fällt in das 10. Jahrhundert, aber im 12. und 13. erlebte diese Blüthe noch einen Nachschuß, in Prosaform, indem da die alten Heldenlieder zu mehr oder weniger weitläufigen Sagengeschichten ausgesponnen wurden, ähnlich, wie sich in Deutschland die alte Epik zur Prosa der Volksbücher abgestuft hat.

Es ist nicht an mir, die isländische Literatur, diese unschätzbare Bewahrerin germanischer Vorzeit, hier einer einläßlicheren Betrachtung zu unterwerfen. Ich habe nur ins Auge zu fassen, was davon mit meinem Gegenstand, dem Nibelungenlied, zusammenhängt, also die beiden Edden; denn was zur richtigen Würdigung mancher Vorgänge im Nibelungenlied aus der Wölsungasaga und der Thidreksaga beigebracht werden muß, hat in den „Erläuterungen" am Schlusse meines Buches seine Stelle gefunden . . . . . Einer wahrscheinlichen Ueberlieferung zufolge hat, nach dem Uebertritt Islands zum Christenthum um das Jahr 1000, der isländische Gelehrte und Priester Sämund Sigfusson, welcher von 1054 oder 1056 bis 1133 gelebt, die alten Götter- und Heldenlieder, wie sie in seiner Heimat umgingen, gesammelt. Diese Pietät eines christlichen Priesters gegen Heidnisches erklärt sich aus der den Isländern eigenen innigen Vaterlandsliebe. Sämund gab seiner Sammlung den schönen Titel „Edda", d. i. Urahne, Urgroßmutter, welche „dem Kreis ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde gibt." Die Edda ist die germanische Bibel. J. Grimm (Gesch. d. d. Sprache, II, 760) nennt sie mit Fug ein „unvergleichliches Werk;" denn, fügt er hinzu, „ich wüßte nicht, daß bei irgend einem andern Volk Grundzüge des heidnischen Glaubens so frisch und unschuldig aufgezeichnet worden wären." In der Edda nun steht auch jener Cyklus von sechszehn (oder mit Hinzurechnung der Helgilieder zwanzig)

in Stabreimen gedichteten epischen Liedern, welcher die aus Deutschland nach dem Norden gewanderte Sigfridssage in einer Fassung enthält, die jetzt für uns die älteste ist. Sie ist durchaus altgermanisch, reinheidnisch, auf's Engste mit dem religiösen Glauben unserer Altvorderen verwachsen. Denn in ihrer eddischen Gestalt erscheint die Sage von den Niflungen oder Nibelungen als ein Schößling des Baumes der Asenlehre, d. i. der im skandinavischen Norden kosmogonisch und mythologisch ausgedichteten germanischen Religion. Schon der Name Nibelungen (nord. Niflungar) ist eine redende Bezeugung mythischer Bezüge und sein unvordenkliches Alter wird dadurch erwiesen, daß er in der nordisch-germanischen Schöpfungslehre an die Entstehung der Welt geknüpft ist. Nämlich im Anfang war das Chaos, die ungeheure Kluft, die öde Leere, das „Gaffen der Gähnungen" (Ginnungagap) und diese Kluft hatte zwei Seiten: gegen Süden die lichte, heiße Flammenwelt Muspelheim, gegen Norden das dunkle, frostige Nebelland Niflheim (Nebelheim), dessen aus dem Brunnen Hwergelmir hervorkommenden zwölf Eisströme Ginnungagap ausfüllten und so den Grundstoff der Welt bildeten. Auf Uranfängliches deutet demnach der Name der Niflheimer oder Nibelungen, wenngleich in unserem deutschen Liede diese Beziehung in der Vorstellung von dem nebelhaft fernen Nibelungenland, der Heimat von Riesen und Zwergen, nur noch schwach und entstellt nachklingt . . . . . Eine zweite Edda, im Gegensatz zur Sämund'schen die jüngere genannt, wurde ihrem größeren Theil nach im 13. Jahrhundert von dem isländischen Gelehrten Snorri Sturluson (1178 — 1241) als ein Unterweisungsbuch für die Jugend, besonders für junge Skalden, zusammengestellt und zwar in Prosa, welche aber mit häufigen Liederfragmenten durchwirkt ist. Der Inhalt der Göttermythen und Heldenlieder der älteren Edda ist in den epischen Stücken der jüngeren ebenfalls mit unschuldsvollster Frische vorgetragen. Hier treffen wir wieder auf die Geschichte von dem Wölsung Sigurd (Sigfrid) und den Niflungen, welche man kennen muß, um die echte Natur und den ursprünglichen Gang der Sage zu verstehen, die in unserem Nibelungenlied nur noch unklar durchschimmern. Ich erzähle daher im Folgenden diese Geschichte mit den Worten der Edda des Snorri, also in ihrer gedrängtesten Form*).

3.

Es wird gemeldet, drei der Asen**), Odhin, Loki und Hönir, fuhren aus, die Welt zu sehen. Sie kamen zu einem Fluß und gingen an demselben fort bis zu einem Wasserfall und da war ein Fischotter, der hatte in dem Wasserfall einen Lachs gefangen und verzehrte denselben, mit den Augen blinzelnd. Da nahm Loki einen Stein, warf damit nach dem Otter und traf ihn (tödtlich) am Kopf. Lachs und Otter an sich nehmend und weiter gehend, gelangten sie zu einem Gehöft, dessen Bewohner, ein Bauer mit Namen Hreidmar, ein gewaltiger und sehr zauberkundiger Mann war. Den sprachen die Asen um Nachtherberge an, sagend, sie hätten Mundvorrath bei sich. Kaum aber hatte Hreidmar den (todten) Otter gesehen, als er seine Söhne Fafnir und Regin herbeirief und ihnen sagte, daß ihr Bruder Otr erschlagen wär' und wer das gethan. Alsbald fielen darauf Vater und Söhne über die Asen her,

*) Snorro-Edda, hrsgb. v. Rask (1818), Kap. 32.

**) Asen (nord. aesir) hießen bekanntlich die Gottheiten des nordisch-germanischen Glaubenskreises. Das altnordische Wort ás bedeutet einen Balken und Asen hießen die Götter, weil man sie für Wagebalken und Tragebalken des Himmels ansah. S. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. A. 22. Odhin, entsprechend dem deutschen Wuotan, Wodan, Woden, der Allumfasser, Alldurchdringer, repräsentirte als oberster Lenker der Dinge die Einheit der Götterwelt.

packten und banden sie und sagten ihnen, wer der Otter eigentlich gewesen. Die Asen erboten sich, Sühngeld zu entrichten, soviel Hreidmar selbst bestimmen würde, und ward das so zwischen ihnen ausgemacht und mit Eiden bekräftigt. Man entbälgte den Otter und Hreidmar nahm den Balg, sagend, den sollten die Asen mit rothem Gold füllen und auch außen damit bedecken und so sollten sie Frieden kaufen. Da sandte Odhin den Loki gen Schwarzalfenheim und kam Loki zu dem Zwerge, der Andvari hieß, und den faßte er und heischte von ihm alles Gold, das er in seiner Felshöhle hätte. Und war das ein großer Hort. (Der Zwerg mußte gehorchen), aber er verbarg unter seiner Hand einen kleinen Goldring. Als Loki das bemerkte, befahl er, daß Andvari auch noch den Ring hergäbe. Der Zwerg bat, den Ring behalten zu dürfen, maßen er mittelst desselben sein Gold wieder mehren könnte. Allein Loki sagte, nicht einen Pfennig sollte er behalten, und nahm ihm den Ring*). Da sagte der Zwerg, der Ring sollte Jedem, der ihn besäße, das Leben kosten, worauf Loki zur Antwort gab, das sei ihm ganz recht. Damit fuhr er wieder hinwärts zu Hreidmars Hof und zeigte Odhin das Gold, und als dieser den Ring sah, schien er ihm so schön, daß er ihn von dem Goldhaufen nahm, welchen er dem Hreidmar gab. Dieser füllte den Otterbalg dicht mit Gold und richtete den vollen auf. Dann ging Odhin herzu, den aufrecht stehenden Balg mit Gold zu bedecken. Dies gethan, forderte er den Hreidmar auf, zuzusehen, ob es gehörig geschehen. Hreidmar sah genau zu und fand ein einziges Barthaar des Balges noch unverhüllt und verlangte, daß auch dieses bedeckt werde. Da nahm Odhin den Ring, bedeckte damit das Barthaar, sprechend, hiemit habe er nun die Ottersbuße entrichtet**). Aber im Weggehen sagte Loki, es sollte bei dem, was Andvari gesagt, sein Verbleiben haben, daß nämlich der Ring und das Gold ihrem jeweiligen Besitzer das Leben kosten sollte, und so geschah es seitdem***).

Nachdem Hreidmar das Gold zur Sohnesbuße empfangen, forderten seine Söhne Fafnir und Regin ihren Theil davon zur Brudersbuße, und da Hreidmar ihnen Nichts davon gönnte, kamen die Beiden überein, des Goldes wegen den Vater zu tödten. Als dies gethan war, wollte Regin, daß Fafnir ihm die Hälfte des Goldes gäbe. Aber Fafnir verweigerte die Theilung des Hortes und befahl dem Bruder, sich fortzumachen, wenn es ihm nicht ergehen sollte wie dem Hreidmar. Da entwich Regin. Fafnir aber fuhr nach der Gnitahaide, machte sich da ein Lager, nahm Wurmgestalt (Drachengestalt) an und so lag er auf dem Golde. Regin war zu dem König Hialprek geflohen und dem verdingte er sich als Schmied. Auch übernahm er da die Pflege (Erziehung) Sigurds, der ein Sohn war von Sigmund, des Sohnes von Wölsung. Und dieser Sigurd, dessen Mutter Hjordis, König Eilimirs Tochter, war nach Abstammung, Stärke und Sinn aller Heerkönige gewaltigster. Regin sagte ihm von Fafnir und der Gnitahaide und eiferte ihn an, sich des Goldes dort zu bemächtigen. Darauf schmiedete Regin ein Schwert,

---

*) Die Erinnerung an die Zauberkraft des Ringes hat sich auch in unserem Nibelungenlied noch erhalten. Nur ist hier der Zauberring zu einer Wunschruthe geworden. S. die Uebersetzung, I, Hauptst. 10.

**) Das germanische Strafrecht ging, wie bekannt, nicht von der Idee der Strafe, sondern von der Idee der Buße aus. Der Brecher von Recht und Frieden hatte die dadurch Geschädigten zu entschädigen. So zahlten hier die Asen, weil durch sie der Vater eines Sohnes beraubt war, dem Hreidmar Bußgeld, Wergeld (compositio).

***) Die ganze Sage vom Nibelungenhort, der ja mit Recht diesen Namen trug, weil er von den in Swartalfaheimr, also im Nebelland (Nifleheim) hausenden Zwergen herkam, ist eine Illustration des Satzes: Unrecht Gut gedeiht nicht. Der verderbliche Zauber, welcher dem Gold anhaftet, hat übrigens in der nordisch-germanischen Glaubenslehre seine bedeutsame Stelle gefunden. Auch in der germanischen Religion, wie in so vielen anderen, findet sich nämlich die Vorstellung von urweltlich-paradiesischen Zuständen. Beide Edden — (s. besonders Völuspa, 7—8) — wissen von einer goldenen Zeit der Unschuld, und zwar der Götter, denn es ist eigenthümlich, daß in den speciisch-religiösen Theilen dieser Quellschriften von den Menschen überhaupt nur beiläufig die Rede. Die Asen unterliegen einer Art Sündenfall und zwar ist derselbe höchst merkwürdiger Weise in die Gier des Goldes, also des Besitzes, gesetzt. Vgl. meine „Geschichte der Religion", II, 327 fg., wo ich das an der Hand der eddischen Quellen weiter ausgeführt habe.

das hieß Gram und war so scharf, daß es, als es Sigurd ins Wasser hielt, eine dahertreibende Wollflocke zerschnitt. Dann fuhr Sigurd mit Regin zur Gnitahaide und dort grub Sigurd eine Grube auf Fafnirs Wege und in die setzte er sich. Da nun Fafnir, zum Wasser kriechend, über die Grube kam, durchbohrte ihn Sigurd von unten her mit dem Schwerte Gram, daß er starb. Jetzt trat Regin hinzu, sagend, Sigurd hätte ihm den Bruder erschlagen, und forderte zur Buße, daß er Fafnirs Herz nähme und am Feuer briete. Darauf kniete Regin nieder, trank von Fafnirs Blut und schlief ein. Da aber Sigurd das Herz briet und meinte, es wäre gar, und mit dem Finger versuchte, ob es weich genug wäre, verbrannte er sich den Finger an dem heißen Fett, das aus dem Herz kam, und steckte ihn in den Mund. Und da das Herzblut ihm auf die Zunge kam, ward er der Vögelsprache kundig und verstand, was die Adlerweibchen sagten, die auf den Bäumen saßen*). Sprach da eines: „Sitzt dort Sigurd blutbefleckt und brät am Feuer Fafnirs Herz. Klug däuchte mich der Ringverderber, so er das leuchtende Lebensfleisch äße.“ Sprach da ein anderes: „Da liegt Regin, mit sich zu Rath gehend, wie er trüge den Mann, der ihm traut. Dem Bruder brütet Rache der Unheilsschmied.“ Da trat Sigurd zu Regin und erschlug ihn, dann zu seinem Roß, das Grani hieß, und ritt zu Fafnirs Lager, nahm das Gold heraus, band es auf Grani's Rücken, stieg dann selber auf und ritt fürbaß. Davon heißt der Hort Grani's Bürde oder Fafnirs Bett oder Gnitahaide's Staub.

Sigurd ritt seines Weges, bis er ein Haus auf einem Berge fand. Darin schlief ein Weib, mit Helm und Brünne (Panzer) bekleidet. Er zog das Schwert und schnitt die Brünne von ihr. Darob wachte sie auf und nannte sich Hilde. Sie hieß aber Brunhild und war eine Walküre**). Sigurd ritt weiter und kam zu einem Könige, der Giuki hieß und dessen Weib Grimhild genannt war. Seine Kinder waren Gunnar, Högni, Gudrun und Gudny. Guthorm war ein Stiefsohn Giuki's. Lange Zeit verweilte Sigurd da. Darauf freite er die Gudrun, Giuki's Tochter, und Gunnar und Högni schwuren Brüderschaft mit Sigurd. Nachmals fuhr er mit den Söhnen Giuki's zu Atli, Budli's Sohn, für Gunnar um dessen Schwester Brunhild zu werben. Die hauste bei den Hindabergen und war ihre Burg mit Wafurlogi (Waberlohe, waberndem Feuer) umgeben. Auch hatte sie gelobt, keinen Mann zu freien außer den, der es wagte, durch Wafurlogi zu reiten. Da ritt Sigurd mit den Niflungen, die auch Giukungen heißen, den Berg hinan und sollte da Gunnar durch Wafurlogi reiten. Aber nicht

*) In unserem deutschen Volksbuch vom gehörnten Sigfrid verbrennt Sigfrid den Drachen und bestreicht sich dann mit dem geschmolzenen Fett den ganzen Leib, außer zwischen den beiden Schultern, wohin er nicht langen konnte. Davon bekam er die unverwundbare Hornhaut. Simrocks „Volksbücher,“ III, 368. Im Nibelungenlied (s. d. Uebers. I, Hauptst. 1) badet sich, Hagens Erzählung zufolge, der Held in dem Drachenblut. Die älteren nordischen Fassungen der Sage wissen Nichts von diesem Bad und von der Hornhaut. Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 43.

**) Vortretend unter Odhins ethischen Eigenschaften ist die kriegerische. Zu ihm kommen die gefallenen Helden, die er durch seine Todtenwählerinnen, Walküren (nord. Walachuriun), beruft. Sie küren, daher ihr Name, die auf der Walstatt Fallenden und walten des Sieges und kredenzen in der Walhall den seligen Helden das schäumende Ael . . . . Die jüngere Edda gibt aber hinsichtlich des Zusammentreffens Sigurds mit der Walküre Brunhild eine unvollständige Ueberlieferung. Sämunds Edda und die Wölsungasaga enthalten die vollständigere, der zufolge Sigurd sich förmlich mit Brunhild verlobte. Im Sigrdrifumal der älteren Edda heißt es: „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte sich südwärts gen Frankenland. Auf dem Berge sah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer, von dem es zum Himmel emporleuchte. Aber wie er hinzukam, stand da eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigurd ging in die Schildburg und sah, daß da ein Mann lag und in voller Rüstung schlief. Er nahm ihm zuerst den Helm vom Haupte und da sah er, daß es ein Weib war. Die Brünne war fest, als wäre sie an's Fleisch gewachsen. Da ritzte er mit (dem Schwert) Gram die Brünne durch von der Hauptöffnung an, sowie auch beiden Armen entlang. So zog er ihr die Brünne ab und sie erwachte da.“ Aus dem Zauberschlafe nämlich, denn, wie sie dem Helden erzählt, hatte eines walkürischen Mißgriffes wegen der zürnende Odhin sie mit einem „Schlafdorn“ gestochen und ihr gesagt, daß sie nicht mehr (jungfräuliche) Walküre sein, sondern sich vermählen sollte. Sie lehrte dann Sigurd weise Runensprüche, worauf er sagte: „Kein weiser Weib ist zu finden als du, und das

wagte sein Roß, so Goti hieß, durch das Feuer zu rennen. Also tauschten Sigurd und Gunnar Gestalt und Namen und Sigurd ritt auf Grani, welches Roß keinen andern Mann tragen wollte, durch Wafurlogi. An demselben Abend machte er Hochzeit mit Brunhild, aber als sie zu Bette gingen, nahm er das Schwert Gram und legte dessen Schneide zwischen sich und die Braut. Am andern Morgen, da er aufgestanden, gab er der Brunhild zur Morgengabe den Andvarinaut, d. i. den Goldring, welchen Loki dem Andvari genommen hatte, und erhielt von ihr einen anderen Ring zum Andenken. Dann ritt Sigurd zu seinen Gefährten, tauschte wiederum mit Gunnar Gestalt und Namen und Gunnar fuhr mit Brunhild heim zu König Giuki. Sigurd aber erhielt von Gudrun einen Sohn und eine Tochter, Sigmund und Swanhild.

Eines Tages nun geschah es, daß Brunhild und Gudrun zum Wasser gingen, ihre Haare zu waschen. Da sie zum Flusse kamen, watete Brunhild weiter in den Strom hinein, sagend, nicht wolle sie an ihrem Haupte das Wasser leiden, welches aus Gudruns Haaren rinne, maßen sie einen hochgemutheren Mann habe. Da ging Gudrun ihr nach in den Fluß und sagte, sie dürfe wohl ihr Haar über Brunhild im Wasser waschen, maßen ihr Mann ein solcher sei, dem weder Gunnar noch irgend ein Anderer an Kühnheit gleichkomme; denn Sigurd habe Fafnir und Regin erschlagen und Beider Erbe an sich genommen. Gab darauf zur Antwort Brunhild: „Mehr werth war es, daß Gunnar durch Waberlohe ritt, was Sigurd nicht wagte.“ Da lachte Gudrun laut auf und sprach: „So, meinst Du, Gunnar sei durch Waberlohe geritten? Ich meine, daß mit Dir der zu Bette ging, der mir diesen Goldring gab. Aber der Ring, welchen Du an der Hand trägst und zur Morgengabe*) empfangen hast, der heißt Andvarinaut, und nicht glaub' ich, daß ihn Gunnar auf Gnitahaide geholt.“ Darauf sagte Brunhild Nichts weiter und ging heim. Aber sie reizte Gunnar und Högni auf, den Sigurd zu tödten. Weil aber die Beiden dem Sigurd Brüderschaft geschworen, stifteten sie zu dem Morde ihren Bruder Guthorm an. Dieser durchstieß den Sigurd, während er schlief, mit dem Schwert, und als der Held die Todeswunde empfangen, warf er sein Schwert Gram nach dem Mörder und das schnitt denselben mitten durch. So kam Sigurd um und sein dreijähriger Sohn Sigmund ebenfalls, denn auch diesen tödteten sie. Darauf durchbohrte sich Brunhild mit dem Schwert und ward mit Sigurd verbrannt**).

Nachmals nahm Atli, Budli's Sohn und Brunhilds Bruder, die Gudrun, Sigurds Wittwe, zur Ehe und hatten sie Kinder mitsammen. König Atli lud Gunnar und Högni zu einem Gastgebot und sie fuhren hin; aber bevor sie von Hause gingen, versenkten sie das Gold, Fafnirs Erbe, in den Rhein und ward es seither niemals wieder gesehen. (Darum heißt der Hort Rheinerz.) Gunnar und Högni, die Giukungen, wurden auch Niflungen genannt und darum heißt das Gold der Niflungen Hort

---

schwör' ich, daß ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinne.“ Sie antwortete: „Dich will ich am liebsten von Allen, hätt' ich auch zu wählen unter den Männern.“ Und dies befestigten sie unter sich mit Eiden .... Auf diesem Verlöbniß Sigurds mit Brunhild beruht die tragische Knotenschürzung in der großen Nibelungentragödie. In unserem Nibelungenlied, so, wie es ist, dämmert nur noch eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt und zwar in dem Umstand, daß aus Sigfrids ganzem Verhalten bei Gunthers Werbung um Brunhild nothwendig auf seine Bekanntschaft mit der Jungfrau von früher her geschlossen werden muß. Die ganze ursprüngliche Beziehung Sigfrids zu Brunhild ist so augenscheinlich mythischer Natur, daß W. Müller in seiner Schrift über die Nibelungensage (Berl. 1841) nicht anstand, Sigfrid auf den Frühlingsgott Freyr (Fro) und Brunhild auf die Freya zu deuten, welche ja nicht nur die milde Liebesgöttin, sondern zugleich auch ein finsteres Unterweltswesen ist. Die Erweckung Brunhilds aus dem Zauberschlaf durch Sigurd würde demzufolge die Befreiung der Natur aus der Haft des Winters durch den Frühling symbolisiren. Lachmann dagegen („Zu den Nibelungen,“ S. 340 fg.) wollte in Sigfrid den Gott Baldur (Paltar, Balder) erkennen und in seinem Mörder Hagen den blinden Gott Hödur.

*) Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 59.

**) Vgl. „Erläuterungen,“ Nr. 52 und 56.

oder Erbe. Aber Atli überfiel seine Schwäger mit Heeresmacht, nahm sie gefangen und ließ dem Högni das Herz aus dem Leibe schneiden, woran er starb. Den Gunnar ließ Atli in den Schlangenhof werfen. Da ward ihm heimlich eine Harfe gebracht und die schlug er, dieweil ihm die Hände gebunden waren, mit den Zehen, so daß alle Schlangen einschliefen, ausgenommen eine Natter, die wider ihn sprang und sich in seine Brust einbiß, worauf sie den Kopf in die Wunde steckte und sich an die Leber hing, bis er todt war*). Unlange darauf tödtete Gudrun die beiden Söhne, welche sie von Atli hatte, und ließ aus ihren Schädeln Trinkgeschirre machen. Und als die Leichenfeier der Niflungen begangen ward, ließ Gudrun dem König Atli in diesen Trinkgeschirren Meth kredenzen, der mit dem Blute der Knaben gemischt war, ihre Herzen aber ließ sie braten und dem Könige zum Essen vorsetzen. Und da es geschehen war, sagte sie es ihm selbst mit vielen bitteren Worten. Darauf, in der Nacht, als der König schlief, ging sie mit Högni's Sohn zu ihm und sie tödteten ihn**). Dann warfen sie Feuer in die Halle und verbrannten alles Volk darin. Hierauf ging Gudrun an's Meer und sprang hinein, sich zu ertränken. Aber das Wasser trug sie über die Bucht und so kam sie in das Land des Königs Jonakur. Als dieser sie sah, vermählte er sich mit ihr und sie gebar ihm drei Söhne, Sörli, Hamdir und Erp, rabenschwarz von Haaren, wie Gunnar, Högni und andere Niflungen gewesen.

Mit ihnen wurde da Sigurds Tochter Swanhild erzogen, aller Frauen schönste. Als er von ihr hörte, sandte der mächtige König Jörmunrek seinen Sohn Randwer, um die Jungfrau zu werben. Da Randwer zu Jonakur kam, ward ihm Swanhild übergeben, daß er sie seinem Vater brächte. Aber (sein Begleiter) Bicki meinte, besser zieme es sich, daß Randwer selber die Jungfrau freite, denn er und sie wären jung, Jörmunrek aber alt. Den jungen Leuten behagte dieser Rath gar sehr. Doch Bicki verrieth es dem König und da ließ Jörmunrek seinen Sohn greifen und zum Galgen führen. Auf dem Gange dahin nahm Randwer einen Habicht, rupfte ihm die Federn aus und sandte den Vogel so seinem Vater. Dann ward er gehenkt. Als jedoch Jörmunrek den Habicht erblickte, da fiel ihm ein, daß, wie der Vogel federn- und fluglos, sein Reich bestandlos sei, weil er alt und sahnlos. Da ließ er, mit seinem Gefolge von der Jagd kehrend, die Rosse über die beim Haarwaschen sitzende Königin Swanhilp gehen und sie von den Hufen zu Tode treten. Als Gudrun dies vernommen, stiftete sie ihre Söhne auf, den Mord der Halbschwester zu rächen. Aber auf der Fahrt zu Jörmunrek tödteten Sörli und Hamdir ihren Bruder Erp, den Liebling Gudruns, weil ihre Mutter sie mit harten Worten zu diesem Unternehmen getrieben. Dann, des Nachts zu Jörmunrek gekommen, hieben sie ihm Arme und Beine ab, wurden aber von den aufgewachten Hofmännern mit Steinen zu Tode geworfen. Und so war Giuki's ganzes Geschlecht ausgerottet.

4.

Während die deutsche Götter- und Heldensage durch nordische Skalden und Geschichtenerzähler bewahrt und ihrem ursprünglichen Geiste gemäß gestaltet wurde, hatte in Deutschland die große Wendung von der geistlichen Dichtung der karlingischen und ottonischen Zeit zu der ritterlichen der hohen-

*) Die ältere Edda (in der Dráp Niflunga) gibt die Erklärung, daß Atli, weil er den Niflungen den Tod Brunhilds schuldgab, als Bluträcher seiner Schwester ihr Verderben herbeiführte.

**) Nach der nordischen Darstellung, d. i. nach der echteren Fassung der Sage, ist also das Verhältniß Gudruns zu ihren Brüdern grundverschieden von dem der Kriemhild in unserem Nibelungenlied. Hier verursacht Kriemhild in ihrer Leidenschaft, den Mord Sigfrids zu rächen, den Untergang ihrer Brüder; dort wird sie zur Medea der germanischen Heldensage, um ihre Brüder an Atli zu rächen.

staufischen stattgefunden. Sprachlich markirte sich diese Wendung durch den überwiegenden Einfluß, welchen die süddeutsche Mundart, wie sie in Schwaben, in der Schweiz, in Franken, in Baiern, in Oestreich und bis nach Thüringen hinauf gangbar war, unter der Reichsherrschaft der schwäbischen Kaiser gewann. Wie das deutsche Leben von den Traditionen der altgermanischen Staatsordnung mehr und mehr sich loslöste, räumte auch das althochdeutsche Idiom dem geschmeidigeren mittelhochdeutschen das Feld und dieses ward nun als die Mundart der höheren Stände das Organ einer auf neuen Motiven beruhenden Poesie.

Diese Motive stammten aus der Fremde, aus Frankreich, welches schon damals das Szepter der Mode über die cultivirteren Länder Europa's schwang. In der Provence hatte sich nämlich unter spanisch-maurischen Einflüssen das Ritterthum zu einer Art von Idealstaat gestaltet, dessen Einrichtungen rasch auch im nördlichen Frankreich adoptirt wurden. In den Kreisen der süd- und nordfranzösischen Ritterschaft, wo mit der Belebung des geselligen Verkehrs, mit der Verfeinerung des Sinnengenusses, mit der solchen Verkehr und solche Verfeinerung hauptsächlich bedingenden sozialen Geltendwerdung der Frauen das Bedürfniß höherer Geistesbildung und damit auch die Freude an dichterischer Aeußerung aufgekommen, in diesen Kreisen war von der Mitte des 11. Jahrhunderts an eine Poesie erblüht, welche den Namen der fröhlichen oder auch von den Hauptsitzen ihrer Pflege, den Höfen größerer und kleinerer Dynasten, den der höfischen Kunst erhielt. Auf die Formen derselben hat unstreitig die Dichtung der hochgebildeten spanischen Araber eingewirkt, aber ihre Seele war die Romantik, d. h. die im Katholicismus wurzelnde Weltanschauung des Mittelalters.

Romantik ist das zum Bewußtsein erhobene Gefühl des Zwiespalts von Natur und Geist. Da nun dem christlichen Dogma zufolge die Natur als ein schlechthin Sündhaftes und darum Verwerfliches gefaßt wurde, so hatte die romantische Poesie vor Allem das Ringen des Menschen zwischen den Forderungen der christlichen Moral und den Bedürfnissen der Natur zu ihrem Thema. Dieser Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit muß das Gefühl zu einer Ekstase hinaufsteigern, in welcher der Mensch über die Verlockungen der Sinnenwelt triumphirt, allein bei der Unmöglichkeit, aus seiner Haut zu fahren, d. h. seiner Natur völlig sich zu entäußern, fortwährend einer krankhaften Reizung, einer unbefriedigten und nicht zu befriedigenden Sehnsucht preisgegeben ist. Damit hängt auch das romantische Liebesideal zusammen, wenn auch gesagt werden muß, daß die keineswegs galante urchristliche Vorstellung vom Weibe erst durch die Einflüsse germanischer Frauenverehrung geläutert und humanisirt wurde. Die Romantik vergöttlichte das Weib, im Mariacult, und faßte dann folgerichtig die Liebe als eine geistige Vollkommenheit, die Ehe als ein Sacrament, als einen mystischen Act, durch welchen allein die natürliche Liebe die gehörige Weihe erhielte. Von diesem Liebesideal, von welchem die antike Welt Nichts wußte, ausgehend, begründete die romantische Poesie einen förmlichen Cultus der Minne, welcher die Frau zum Mittelpunkt des Lebens machte, wenn schon dieser Idealisirung des Weibes die mittelalterliche Wirklichkeit mit nichten so ganz oder immer entsprach *).

Die Kreuzzüge, dieses erste gemeinsam-weltgeschichtliche Unternehmen der christlichen Welt, brachten die europäischen Völker zuerst in nähere Berührung und Wechselwirkung. Die Ritterschaft Frankreichs, durch den ersten Kreuzzug mit einem besonderen Ruhmesschimmer umgeben, wurde seit dieser Berührung auch für den deutschen Adel das Vorbild in höfischer Etikette und ritterlicher Courtoisie. Ebenso in der ritterlich-höfischen Dichtung, welche in Deutschland zur Blüthe zu bringen auch andere günstige Umstände zusammenwirkten. Aus der Machtfülle nach außen, aus der Ordnung im Innern, zu welcher Friedrich der Rothbart und sein Sohn, der sechste Heinrich, das deutsche Reich gehoben, entsprang ein

*) Vgl. „Erläuterungen", Nr. 42.

neuer geistiger Aufschwung der Nation. In den aufblühenden Städten entfaltete sich Industrie und Handel und damit bürgerlicher Wohlstand. Die Dumpfheit nordischer Möncherei wurde von jenseits der Alpen her erhellt und erwärmt durch einen künstlerisch ausgebildeten Cultus, durch eine mehr und mehr bereicherte Mythologie. Aus dem Orient brachten die Kreuzfahrer phantastische Märchenkunde mit heim und die neuerweckte, wenn auch byzantinisch getrübte Kenntniß der Sagen- und Geschichtskreise der alten Welt. So brach die Glanzperiode des deutschen Mittelalters an mit ihren Königswahlen, Krönungen, Reichstagen, Hochzeiten und Turnieren. Mit dem Behagen an der Gegenwart stellten sich auch die Künste ein: eine Architektur, deren mit sinnigster Geduld verbundene Riesenkraft wir an den Münstern unserer Städte bewundern; eine Poesie, deren edlere Früchte vergessen machen konnten, daß sie als ein fremdes Reis auf den heimischen Stamm geimpft worden.

Zu dieser Zeit stand der Adel, welcher ja vorzugsweise die repräsentirende Classe war und demnach das ausmachte, was man jetzt unter „Gesellschaft" zu verstehen pflegt, als der Träger der deutschen Dichtung da, wennschon es neben den adeligen Dichtern, den „Herren", auch bürgerliche „Meister" gab und zwar Meister in höherem als dem mittelalterlichen Standessinn*). Nicht mehr, wie früher, an den Versammlungsorten des Volkes oder in den Klosterzellen, sondern an den Hoflagern der Großen, in den kaiserlichen Pfalzen, in den Schlössern der Landgrafen von Thüringen, der Herzoge von Oestreich und anderer Fürsten hatte jetzt die Poesie hauptsächlich ihre Heimat und diese ritterlich-höfische Kunst trat schon formell zu der altnationalen Dichtung in einen schroffen Gegensatz. Während nämlich diese die aus sechs bis acht Hebungen bestehende, zum gesangmäßigen Vortrag bestimmte Langzeile angewandt hatte, bediente sich jene in der Epik der kurzen paarweise gereimten Verszeilen von drei bis vier Hebungen und in der Lyrik des dreitheiligen Strophensatzes. Auch der Inhalt ist ein grundverschiedener; denn die höfische Poesie ließ die nationale Heldensage fallen und holte sich ihre Stoffe aus der Fremde, zumeist aus Frankreich, wo die fränkisch-karlingischen und die bretonisch-keltischen Sagenkreise vielfache Bearbeitung gefunden hatten. Was die Gattungen angeht, welche die höfische Kunst anbaute, so äußerte sie sich vorwiegend episch und lyrisch: sie schuf die romantische Ritterepopöe und den Minnegesang. Die Aventüre, d. h. die phantastische Verknüpfung wundersamer Begebenheiten, war die Muse der ritterlichen Epiker, welchen man nachrühmen muß, daß sie ihre aus Frankreich geholten Stoffe mit deutscher Gemüthskraft zu durchdringen und oft ein zweideutiges oder geradezu frivoles Thema in die Region tiefsinniger Mystik oder aber in die Sphäre reiner Schönheit zu erheben verstanden. Nach diesen beiden Richtungen hin gipfelt einerseits im Parzival des Wolfram von Eschenbach, andererseits im Tristan des Gottfried von Straßburg diese höfische Epik, deren Lieblingsgegenstände Gottesdienst und Frauendienst, christlich-romantische Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, ritterliche Tapferkeit und höfische Sitten, vor Allem aber wunderlich-verworrene Liebesgeschichten sind. Unerhörte Abenteuer und oft ganz läppische Zufälle gehören ihr wesentlich an; aber als starker und ernster Grundton klingt immer wieder der Gedanke durch, welcher die Zeit der Entstehung dieser Gedichte bewegte, der Gegensatz der christlichen Welt zu der des Islam. Zugleich mit der höfischen Epik erschloß die höfische Lyrik oder der Minnegesang, wie sie nach ihrem unermüdlich variirten Hauptthema heißt, ihre vollste Blüthe und stellte in Walther von der Vogelweide ihren weitaus edelsten Vertreter.

Während so in der höfischen Dichtung das Einheimische vom Fremden überwuchert wurde, während die „Gesellschaft" — in Deutschland leider zu jeder Zeit nur allzu geneigt, Ausländisches dem Vaterländischen vorzuziehen — an dem Vortrag der bunten, mitunter aber sehr geistlosen und nicht selten

*) So war Gottfried von Straßburg, der Göthe des Mittelalters, ein bürgerlicher Meister; so auch Konrad von Würzburg.

ganz zuchtlosen Mären von Artus und seiner Tafelrunde sich ergötzte und während der Minnegesang, zur Convenienzlyrik absinkend, vielfach in eintönige Spielerei und sophistische Ueberkünstelung auslief, gelangte die nationale Heldensage vermöge ihrer unverwüstlichen Kraft zu neuer Geltung. Zur Erklärung dieser Thatsache müssen wir nothwendig annehmen, daß dem fremdländisch-romantischen Geschmack der oberen Stände zum Trotz in den unteren die Ueberlieferungen der heldischen Vorzeit liebevoll von einer Generation der andern übermacht worden seien. Noch mehr, die dichterische Arbeit an den altheimischen Heldenkunden kann nie ganz ausgesetzt gewesen sein. Es muß vom 6. an bis zum 12. und 13. Jahrhundert fahrende Sänger gegeben haben, welche von den Helden und Heldinnen der nationalen Sagenkreise sangen und sagten. Der altgermanische Skop war im Wechsel der Zeit mälig zum mittelhochdeutschen Spielmann (spilman) oder Fiedler (videlaere) geworden und ebenso hatten bei dem Wandel der Verhältnisse, bei der Veränderung der Anschauungen und Sitten, die alten Heldenlieder mannigfache und tiefgehende Umfärbungen und Umgestaltungen erfahren müssen. Sie waren, weil die christliche Bildung den Faden der echten Tradition in Deutschland schon frühzeitig zerschnitten hatte, aus dem Kreise des Mythischen in den des Menschlichen eingetreten, das urzeitlich Heroische hatte sich mit dem Historischen einer späteren Epoche versetzt, und weil das Wunderbare, welches den ursprünglichen Ueberlieferungen angehaftet hatte, nicht mehr verstanden wurde, suchte man es durch Umsetzung in die Motive einer abenteuerlichen, durch die höfische Epik geläufig gewordenen Romantik zu erklären, wie es eben gehen wollte.

Dies ist sehr zu berücksichtigen bei Betrachtung und Werthung der Gedichte, welche so, wie sie jetzt sind, unser großes und kleines Heldenbuch ausmachen und welche der liebevolle Fleiß Simrocks in unseren Tagen mit Geschick und Erfolg auch weiteren Kreisen in neuhochdeutscher Form wieder nahegebracht hat. Wir haben da überall alten, zum Theil uralten Stoff, aber in ritterlich-romantischer Gewandung. Denn auf der Schwelle vom 12. zum 13. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des letztern, also in der Blüthezeit der Ritterepik, bemächtigten sich höfisch-gebildete Dichter der nationalen Sagenstoffe und formten sie im Geiste ihrer Kunst, je nach ihrer größeren oder geringeren Begabung ihrem Gegenstande mehr oder weniger gerecht werdend. Dies nun findet auch auf die Lieder von den Nibelungen Anwendung. Wir müssen uns dabei zunächst Zweierlei vorstellen: erstlich muß zu der angegebenen Zeit das Interesse an den nationalen Heldenliedern auch unter den höheren Ständen wieder lebendig geworden sein, denn sonst hätten sich höfische Dichter mit einem Stoffe wie die Nibelungen sicherlich nicht befaßt; zweitens mußten die nibelungischen Lieder schon zuvor einen gewissen Abschluß, eine gewisse so zu sagen Respect einflößende Bestimmtheit und Festigkeit der Form erlangt haben, denn sonst hätte der höfische Um- und Ausdichter, statt sich zu begnügen, die altepischen Langzeilen, in welche gekleidet er die Lieder vorfand, in vierzeilige Strophen zusammenzustellen, wohl die kurzen Reimpaare der Ritterepik in Anwendung gebracht, wie dies der Verfertiger des „die Klage" betitelten Reimwerks that, welcher den Inhalt der Nibelungengeschichte nach alten Liedern, die er vor sich hatte*), ziemlich ungeschickt referirte und die alte epische Form fallen ließ, weil er, der epigonische Reflexionspoet, Nichts mehr damit anzufangen wußte . . . . . Die zwei so eben berührten Voraussetzungen sind übrigens durch unverwerfliche Zeugnisse gestützt und zwar legt ein solches in erster Linie Wolframs Parzival ab, welcher gegen das Jahr 1205 hin begonnen worden**). Hier, im Parzival (420 — 21), steht ein Gespräch zwischen dem Landgrafen Kingrimursel und dem Herzog Liddamus, worin auf ganz specielle Vorfälle im Nibelungenlied als auf allbekannte Dinge angespielt wird. Der friedliebende Liddamus sagt, er sei gar

*) Grimm, d. deutsche Heldensage, S. 108 fg. Lachmann, Zu den Nibelungen und der Klage, S. 287 fg.
**) Wolframs Werke, hrsgb. v. Lachmann, XIX.

nicht kampfgierig, sondern halte es mit König Gunthers Küchenmeister Rumolt, der seinem Herrn den Zug zu den Hunen widerrieth und ihn bat, sich's daheim wohl sein zu lassen*), worauf Kingrimursel mit Hohn erwidert, das hieße eben den Rath befolgen, welchen ein Koch (ein koch) — wie er den Küchenmeister geringschätzig nennt — „den kühnen Nibelungen gab, als sie sich unbezwungen dahin aufmachten, wo man an ihnen rächte, was vordem an Sigfrid begangen worden." Als ein ferneres Zeugniß dafür, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Süddeutschland die Nibelungensage bereits in Gestalt eines Gedichtes vorgelegen, zieht Holtzmann**) aus einem um 1160 lateinisch geschriebenen Loblied des Tegernseeer Mönchs Metellus auf den heiligen Quirinus die Stelle an, wo von einem „unter den Deutschen berühmten Gedicht" (carmine Teutonibus celebri) die Rede, in welchem der Graf Roger und der alte Tetricus vorkommen, — wie Holtzmann nicht ohne Grund annimmt, ungeschickte Latinisirungen der im Nibelungenlied vortretenden Namen Rüdeger und Dietrich. Endlich existirt ein Zeugniß, daß zur selben Zeit auch in Norddeutschland ein Nibelungengedicht bekannt gewesen sein muß. Der dänische Priester Saxo Grammaticus nämlich, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit Benützung der alten Heldenlieder seines Volkes ein Historienwerk in glattem Latein verfaßte, läßt darin einen sächsischen Sänger (Saxo genere, arte cantor) auftreten, welcher den schleswig'schen Herzog Knut vor einem demselben von Seiten des dänischen Prinzen Magnus drohenden Verrath zu warnen sucht, indem er vor ihm den durch Kriemhild an ihren Brüdern verübten Verrath singt, welcher aus einem schönsten Gedicht genugsam bekannt sei (speciosissimi carminis contextu notissimam Grimhildae erga fratres perfidiam).

So wäre wahrscheinlich gemacht, daß schon vor Ablauf des 12. Jahrhunderts ein in Süd- und Norddeutschland bekanntes Nibelungengedicht vorhanden gewesen sein müsse. Nun kann freilich der Einwurf erhoben werden, und er ist wirklich erhoben worden, dieses „berühmte", dieses „schönste" Gedicht (carmen celebre, carmen speciosissimum) sei eben nur eines der Volkslieder gewesen, die von Alters her über die Nibelungen umgingen. Es ist aber eine eigene Sache um die Volkspoesie. Seit Herder in wohlbegründeter Opposition gegen die französische und französirende Convenienzdichtung das Volksmäßige, Ursprüngliche in der Poesie so scharf betonte, wie er that, sind über das Dichten des Volkes die wunderlichsten Phantasieen in Schwang gekommen. Wer das Volk kennt, weiß, daß es allerdings da, wo es durch die Fabrikkultur noch nicht um alle Naturunmittelbarkeit gebracht wurde, heute noch wie früher kurze Liebeslieder, Klagelieder, Tanzlieder, Spottlieder und Räthselreime selber zu dichten vermag. Aber man wird uns doch nicht weis machen wollen, daß Gedichte wie die altenglischen, altschottischen, altschwedischen, altdänischen sogenannten Volksballaden oder wie der spanische Romancero vom Cid durch das Volk selber geschaffen worden seien, statt von berufsmäßigen Dichtern? Dies anzunehmen, erfordert einen Köhlerglauben. Weil die Namen der wirklichen Dichter verschollen sind, schließt man, ihre Werke rührten vom Volke selbst her. Aber das ist ein läppisches Argument. Ich erinnere nur daran, wie wenige directe zeitgenössische Zeugnisse über Shakspeare's Autorschaft vorliegen. Wenn noch am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts so geringes Gewicht auf dichterischen Ruhm gelegt wurde, wie mußte es erst so viel früher damit bestellt sein! Es wäre einmal an der Zeit, daß man sich wie hinsichtlich des homerischen Epos so auch hinsichtlich unseres Nibelungenliedes der ganz nebelhaften Vorstellungen von einer Volksdichtung entschlüge, die so, wie man sich dieselbe einbildet, gar nie existirt hat. Selbstverständlich soll damit nicht entfernt angedeutet werden, das Nibelungengedicht, in seiner älteren

*) Nibelungenlied, Ausg. v. Holtzmann, Str. 1493 — 96.
**) Untersuchungen über das Nibelungenlied, S. 93.

oder jüngeren Gestalt, sei von einem Dichter aus einem Gusse geschaffen worden, wie etwa Virgil seine Aeneis oder Tasso sein befreites Jerusalem schuf. Es ist mit dem Gesagten nur gemeint, daß das Volk keine langathmigen epischen Gesänge dichte, sondern daß diese, wo immer sie sich finden, von berufsmäßigen Dichtern herrühren. Das Gedicht von den Nibelungen also, welches zur Zeit, wo Saxo der Sprachmeister schrieb und Wolfram von Eschenbach dichtete, in Deutschland „berühmt" war, kann nicht ein sogenanntes Volkslied gewesen sein, zufällig und gleichsam mysteriöser Weise entstanden, sondern es war eine kunstmäßige Zusammenfassung der von den alten Skopen und Videlären gedichteten Nibelungenlieder.

5.

Wer unserem Nibelungenlied die Gestalt gegeben, in welcher es uns jetzt, abgesehen von den Unterschieden der Handschriften im Einzelnen, als Ganzes vorliegt, ist unbekannt. Die sprachliche und literarhistorische Kritik hat aber den Thatbestand ausreichend festgestellt, um darauf das Verdict basiren zu können, daß in der Zeit von 1190 bis spätestens 1210 das Gedicht den Abschluß erhalten habe, in welchem wir es kennen. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts lebte es im Gedächtniß unserer Altvorderen und wurde sogar als historische Quelle gebraucht oder mißbraucht. Dann, im 17. Jahrhundert, verscholl es, und erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es durch den Züricher Bodmer wieder für die Literatur entdeckt, nachdem diesen ein Freund auf eine zu Hohenems aufbewahrte, später in den Besitz des Freiherrn von Laßberg gelangte, jetzt in der fürstlichen Bücherei zu Donaueschingen befindliche und neuestens als die älteste geltend gemachte Handschrift des Gedichtes hingewiesen hatte*). Nach dieser Handschrift ließ Bodmer den letzten Theil des Liedes drucken (1757) und fünfundzwanzig Jahre später eröffnete G. H. Myller mit einem freilich sehr unkritischen Abdruck des Ganzen seine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert," kam aber damit bei Friedrich dem Großen, welchem er das Werk zueignete, übel an. Denn der König, in seiner Bildung durch und durch französisch, ohne Kenntniß der vaterländischen und daher derselben entschieden abgünstig, meinte, solche Gedichte seien „nicht einen Schuß Pulver werth, sie verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen zu werden und in seiner Büchersammlung würde er dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen."

Es war damals überhaupt noch nicht die Zeit, zu erkennen, was für ein Nationalschatz das Nibelungenlied sei. Doch mehrte sich im Stillen die Bekanntschaft mit dem Gedicht, und als erst die Uebersetzung der weltbürgerlichen Ideen ins Französische, d. h. der Druck und die Schmach der napoleon'schen Fremdherrschaft, in den deutschen Kosmopoliten die Sehnsucht nach einem Vaterlande wachgerufen, gewannen auch die alteinheimischen Sprachdenkmäler eine erhöhte Bedeutung. Die romantische

*) Ueber die Handschriften s. die Vorreden und Einleitungen zu den Ausgaben von v. d. Hagen, Lachmann, Laßberg, Zarncke und Holtzmann, sowie des Letzteren schon wiederholt angezogenen „Untersuchungen", S. 1 — 39; über die Ausgaben die von Zarncke, XXV — XXXVI. Eine durch die neueren Forschungen freilich vielfach antiquirte Geschichte des Nibelungenliedes lieferte A. Schott, deutsche Vierteljahrsschrift 1843, II, 231 fg.

Schule, in ihren verschiedenen Auszweigungen, hat um die Wiederbekanntmachung und Würdigung unserer alten Literaturschätze wesentliche Verdienste sich erworben. Von ihr ging die Anregung zur Begründung einer germanischen Philologie aus, deren Bemühungen sofort auch dem Nibelungenlied zu gute kamen. Von der Hagen widmete demselben manches Jahr seines Lebens und lieferte von 1810 an die ersten Ausgaben, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen konnten. Nach ihm kam Laßberg, welcher 1821 in seinem Liedersaal den ersten genauen Abdruck der Hohenemser-Laßberg'schen Handschrift des Gedichtes veranstaltete. Dieser Text liegt auch der zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Buchdruckerkunst 1840 erschienenen Prachtausgabe zu Grunde. Inzwischen war Lachmann aufgetreten, welcher die Grundsätze der von Wolf an den homerischen Gesängen geübten Kritik auf das Nibelungenlied anwandte. Er legte seinen Ausgaben desselben — die erste erschien 1826 — eine früher ebenfalls in Hohenems aufbewahrte, dann nach München gekommene Handschrift zu Grunde, welche den kürzesten Text bietet, und suchte später in seiner Schrift „Zu den Nibelungen und zur Klage" (1836) seine Ansichten über die Entstehungsweise des ganzen Werkes und über die Echtheit oder Unechtheit einzelner Theile desselben zu begründen. Lange Zeit waren diese Ansichten die herrschenden, bis Holtzmann mittelst seiner „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (1854), welchen er seine kritische Ausgabe des Gedichtes folgen ließ (1857), sie erschütterte und in den gelehrten Kreisen zu einem heftigen Kampf um der Nibelungen Hort das Signal gab.

Die Kritik Lachmann's, auf der Ueberzeugung fußend, daß die Hohenemser-Münchner Handschrift die älteste sei und folglich den besten, d. h. ältesten der vorhandenen Texte biete, war zu diesem Resultat gelangt: — Das Nibelungenlied besteht aus zwanzig in der Zeit von 1190 bis 1210 an verschiedenen Orten und von verschiedenen Sängern gedichteten Volksliedern, welche um 1210 von einem höfischen Dichter mehr nur zusammengestellt als zusammengearbeitet wurden. Dagegen nun machte Holtzmann und gleichzeitig mit ihm Zarncke*) vor Allem geltend, daß das Fundament der Lachmann'schen Folgerungen ein trügliches sei, weil nach dem Urtheil competentester Kenner keineswegs die Hohenemser-Münchner, sondern vielmehr die Hohenemser-Laßberg'sche Handschrift die älteste. Sodann gewann Holtzmann aus seiner auf Musterung und Vergleichung der Handschriften basirten Untersuchung der Sprache, des Versbaues und der Reimweise das Ergebniß, „daß das Nibelungenlied nicht lange vor, aber auch nicht sehr lange nach 1190 gedichtet sein kann, daß aber der Dichter ein Werk von beträchtlich höherem Alter benützte, das er vielleicht nur in die Sprache seiner Zeit übersetzte und mit den strengeren Reimen, wie sie der neue Geschmack verlangte, versah, wobei er wahrscheinlich Manches abkürzte und wegließ, was ihm nicht behagte, und wohl auch nach eigener Eingebung größere oder kleinere Zusätze machte**)." Man sieht, Holtzmann setzt an die Stelle des Lachmann'schen Zusammenstoppelers von „Volksliedern" einen kunstmäßig arbeitenden Dichter.

Als Haupthülfsmittel weiterer Schlußfolgerung zog Holtzmann das Gedicht „die Klage" herbei, die Recapitulation oder Fortsetzung des Nibelungenliedes aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. In den oft angeführten Schlußzeilen dieses Reimwerks ist gesagt (Lachmann's Ausg. 2145 fg.), daß der Bischof Pilgrim die Nibelungenmäre „in latinischen buochstaben" habe niederschreiben lassen, damit sie im Gedächtniß der Menschen erhalten werde. Dann habe des Bischofs Schreiber, Meister Konrad, die Sage gebrieft („briefen dô began"), d. h. doch wohl bearbeitet, und seither sei sie in deutscher

*) In seiner Abhandlung: „Zur Nibelungenfrage", 1854. Für die Lachmann'sche Ansicht ist besonders Müllenhoff eifrig in die Schranken getreten.

**) Untersuchungen, S. 91.

Zunge öfter gedichtet worden*). Angenommen, dieses Zeugniß habe volle Gültigkeit, so würde sich daraus auch die anachronistische Einführung des Bischofs Pilgrim in das Nibelungenlied leicht erklären: dieser Anachronismus wäre dann nur ein in unserem Sinne freilich nicht sehr passendes Compliment, welches Meister Konrad seinem Herrn machte, indem er den historischen Pilgrim, welcher von 970—991 Bischof zu Passau war, in die Vorzeit zurückversetzte und dort als den Oheim der burgundischen Könige auftreten ließ. Die Summe von Holtzmann's Untersuchungen, welche weiter zu verfolgen hier nicht statthaft, ist diese: — Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, hat zwischen 970 und 985 das Buch geschrieben, welches die Grundlage unseres um 1200 entstandenen Nibelungenliedes wurde. Es müssen aber vier Personen angenommen werden, welche sich nach und nach mit den Nibelungen beschäftigt haben: die erste ist Konrad; die zweite ist der Dichter, durch welchen der Sachsenkrieg und vielleicht noch manches Andere in unser Epos gekommen ist; die dritte ist der Dichter der Klage und endlich die vierte derjenige, welcher um 1200 dem Werke die Gestalt gab, in der wir es heute besitzen. Man kann einen Fünften hinzufügen, welcher durch Auslassungen und durch Berücksichtigung der Forderungen des gesangmäßigen Vortrags in Volkskreisen den sogenannten gemeinen Text, die Vulgata des Nibelungenliedes, lieferte, worin schon das Absinken des Epos zur Bänkelsängerei angedeutet ist**). Rechnet man nun hiezu noch die Willkürlichkeiten und Pfuschereien, welche die Abschreiber sich erlaubt haben mögen, so wird man sich über die zahlreichen Ungereimtheiten und Widersprüche im Nibelungenlied, wie wir es kennen, nicht sehr verwundern. Es haben gar zu Viele ihre Hände in der Sache gehabt. Wenn man aber über die dadurch in den Text gebrachten, nicht selten im Umkreis von wenigen Strophen sich findenden Vergeßlichkeiten und Widersprüche unschwer hinwegsehen mag, über den großen Widerspruch zwischen dem altgermanischen Geist und der ritterlich-romantischen Form des Gedichtes ist nicht so leicht hinwegzukommen.

6.

Die staatliche und rechtliche Unterlage unseres Nationalepos bilden die bezüglichen Verhältnisse der Völkerwanderungszeit und der karlingischen Monarchie. Während der Völkerwanderung hatten bekanntlich die Zustände der Urzeit, wie wir sie aus Tacitus kennen, tiefeingreifende Veränderungen erfahren. Die Scheidung der Nation in die zwei großen Classen der Freien und der Unfreien oder, mit anderen Worten, in Adel und Volk war zwar geblieben, aber sie hatte ihre urzeitlich-kastenmäßige Starr-

*) Getihtet man ez sit hât dicke in Tiuscher zungen.

**) Untersuchungen, S. 130, 131 fg. Der Name des eigentlichen Dichters der Nibelungen, d. h. dessen, welcher auf der Schwelle vom 12. zum 13. Jahrhundert das Lied zu dem machte, was es jetzt ist, hat von jeher viel zu rathen gegeben, ohne daß er errathen oder gar erwiesen worden wäre. Alle in dieser Hinsicht aufgestellten Vermuthungen sind bloße Vermuthungen geblieben. Holtzmann (a. a. O. 134 fg.) stellt die Vermuthung auf, der Konrad, welcher seiner Ansicht zufolge die Nibelungen so zu sagen zu Faden geschlagen, könnte mit dem unter den ältesten Minnesängern vortretenden Kürenberger eine und dieselbe Person gewesen sein. Aber wenn sich dies auch nachweisen ließe, bliebe der Name des späteren Dichters doch immer noch unbekannt. Daß er in Oestreich gelebt, hat man aus den genauen Ortsangaben im zweiten Theile des Liedes geschlossen.

heit verloren. Zu dem altgermanischen Adel, den Edelingen und Gemeinfreien, war ein aus dem ungeheuren Kriegstumult der Völkerwanderung hervorgegangener Waffenadel gekommen und hierauf, als auf den Anfängen des Beneficialwesens und der Vasallität, beruhte die Entwicklung der Feudalverfassung des Mittelalters. Ein weiteres Motiv derselben lag in der Gründung des Hofadels, des Standes der Ministerialen, welcher mit der Ausbildung der fränkischen Erbmonarchie aufkam. Die Stellung dieses Waffenadels sowohl als dieses Hofadels zeichnet das Verhältniß der vornehmen Dienstmannen des Burgundenkönigs Gunther zu ihrem Herrn und wir finden in unserem Nibelungenlied auch die hohen Hofämter, wie die fränkische Monarchie sie begründet, am burgundischen Hof eingeführt. So wird uns Dankwart als Marschalk (d. i. als Oberstallmeister), Ortwein als Truchseß, Hunolt als Kämmerer, Rumolt als Küchenmeister, Sindolt als Mundschenk vorgeführt. Unser Lied hat aber in seiner jetzigen Gestalt auch die Ausbildung des Ritterthums zur Voraussetzung. Ein Reisiger oder Ritter war vor den Kreuzzügen in Deutschland jeder Freie, welcher, auf eigene Kosten ausgerüstet, zu Pferde dem Aufruf seines Lehnsherrn zum Heerbann folgte. Erst vom 12. Jahrhundert an entwickelte sich unter französischen Einflüssen in Deutschland ein Ritterstand, der zu einem socialen Institut erwuchs, anfänglich aber nur Ehrenrechte, nicht die staatsbürgerlichen Vorrechte des Erb- und Beneficienadels besaß. Die Form des Ritterthums, all das Ceremonialwesen der ritterlichen Courtoisie, ist wesentlich romantisch, d. h. von den romanischen Völkern, insbesondere den Franzosen, zu den Deutschen gekommen, welche allerdings dieser oft sehr hohlen romanischen Form durch Füllung mit deutscher Gemüthsinnigkeit einen höheren Werth zu verleihen wußten. Auch fehlte den ritterlichen Bräuchen nicht die Anlehnung an Altgermanisches. So entsprach z. B. der alten Wehrhaftmachung die Aufnahme in den Ritterstand, die Schwertleite*), wobei der ritterbürtige Jüngling, nachdem er als Knappe oder Knecht seine Probezeit bestanden, das auf Wahrung der Standesehre durch Treue, Ehrbarkeit und Tapferkeit lautende Rittergelübde ablegte, mit den ritterlichen Waffen feierlich begabt wurde und den Ritterschlag erhielt.

Wir finden also, am Ende dieser einleitenden Betrachtungen angelangt, daß in unserem Nibelungenlied, wie es um das Jahr 1200 gestaltet wurde, neben dem der vorzeitlichen Sage angehörenden Grundstoff geschichtliche Erinnerungen der Völkerwanderungszeit, ferner die Zustände der karlingischen Periode und endlich die Gebräuche und Anschauungen des Ritterthums thätig und wirksam sind. Aus diesem Vielerlei von über so viele Jahrhunderte hin verstreuten Ueberlieferungen, Einflüssen und Bezügen konnte selbst ein Dichter ersten Ranges — und einen solchen sehen wir in dem Dichter unserer Nibelungen — keine rechte epische Einheit schaffen. Von da an, wo das Epos zuerst in der Phantasie unseres Volkes empfangen worden, bis dahin, wo es seine mittelhochdeutsche Vollendung erhielt, war ein zu großer Sprung. Die herbe Dissonanz zwischen dem urzeitlich-heidnischen Geist der Sage und der christlich-romantischen Form des Gedichts blieb unaufgelöst. Was ich weiter oben von der Umgestaltung unserer alten Heldenlieder im Sinne der höfischen Epik allgemein bemerkte, gilt auch ganz speziell von den Nibelungen. Schmerzlich empfindet man, daß dem Dichter der Urquell der Sage entweder nicht mehr sprudelte oder aber daß er für den ursprünglichen Geist der Sage kein Verständniß mehr hatte. Sonst hätte das wahre Verhältniß zwischen Sigfrid und Brunhild, wie es die nordischen Dichtungen bewahrt haben, nicht eine solche Verfälschung oder wenigstens Verwischung erfahren, sonst wäre die hochherrliche Walküre der Edda und der Wölsungasaga nicht zu der fast gemeinen Heldin des

*) Gottfried von Straßburg hat in seinem Tristan (Ausg. v. Maßmann, S. 122 — 127) eine solche sehr schön beschrieben.

grotesk-komischen, ja widerwärtigen Abenteuers in Gunthers Hochzeitskammer herabgesunken und sonst hätte auch der Hort seine ursprüngliche Bedeutung nicht so ganz und gar eingebüßt.

Abgesehen von dieser nicht überwundenen und vielleicht nicht zu überwindenden Ungleichartigkeit des Stoffes und der Behandlungsweise fehlt es jedoch unserem Epos nicht an einer gewissen künstlerischen Einheit. Ich sehe dieselbe in dem mit großer Geschicklichkeit durchgeführten Gegensatz von Treue und Verrath, um welchen sich das ganze Gedicht als um seinen Angelpunkt dreht. Am großartigsten ist diese Grundidee in Kriemhild und Hagen verkörpert, weil in diesen beiden Gestalten der Verrath nur eine Erscheinungsform der höchsten Treue ist.

Vieles ließe sich noch über den ästhetischen Werth der Nibelungen sagen, über die höchst bedeutende Charakterzeichnung des Gedichtes, über Darstellungsart, Schilderungsweise und Colorit; aber es ist hierüber schon ausreichend viel und gut gesprochen worden*). Im Ganzen voll Kraft und Größe, ist das Nibelungenlied im Einzelnen voll tiefer und feiner Züge. In epischer Breite und Ruhe strömt es Anfangs dahin, um sich im zweiten Theil mit dramatischer Hast der schrecklichen Katastrophe entgegenzustürzen und durch Furcht, Schrecken und Mitleid das Gemüth in seiner Tiefe aufzuwühlen. Wer irgendwie für großartige Composition, für psychologische Wahrheit und Consequenz der Charakteristik, für eine Seelenmalerei, welche blitzartig die Abgründe des Menschenherzens erhellt, für das tragische Walten der Nemesis in der Weltgeschichte, für nationale Heldenschaft empfänglich ist, der wird gerne das große Gedicht auf sich wirken lassen. Nur mit den homerischen Gesängen muß man es nicht zusammenstellen wollen. In der Welt Homers ist uns viel heimeliger als in der nibelungischen und wo fänden sich im Nibelungenlied Szenen wie die Begegnung des Odysseus und der Nausikaa, wie Helena's Erscheinung auf der Mauer von Troja, wie des Zeus und der Here Zusammenkunft auf dem Ida, wie Priamos' Bewirthung im Zelte des Achilleus? Selbst Sigfrids Abschied von Kriemhild vor dem verhängnißvollen Jagdzug nach dem Odenwald hat lange nicht jenen reinmenschlichen Zauber, womit Hektors Abschied von Andromache wirkt.

Aber wenn die Nibelungen an plastischer Ruhe, sinnlicher Begreiflichkeit, humanem Pathos und harmonischer Durchbildung mit den homerischen Gesängen sich nicht messen können, so ist doch gewiß, daß sie das Größte sind, was seit diesen die epische Dichtung geschaffen. Kein anderes Volk hat dem Nibelungenlied etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. Die bedeutendsten Geister haben den hohen Werth unseres Nationalepos anerkannt. Ein Wort, welches Göthe darüber sprach, habe ich diesem Buche als Geleitsbrief vorgesetzt. Hegel nannte das Gedicht ein echtdeutsches Werk und pries die „Markigkeit" desselben. Dichterisch schön, so schön wie Keiner, hat Heine darüber geurtheilt, indem er sagt: „Jedenfalls ist das Nibelungenlied von großer, gewaltiger Kraft. Die Sprache, worin es gedichtet ist, ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor wie Blutstropfen oder zieht sich der lange Epheu herunter wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen, artigen Leutchen — (Heine spricht zu den Franzosen) — euch keinen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Kölner

---

*) Von Gervinus, Rosenkranz, Fortlage, Vilmar und vielen Anderen in literargeschichtlichen Werken. Besondere Abhandlungen über die poetische Bedeutung des Nibelungenliedes haben L. Bauer („Die Nibelungen als Kunstwerk," in den gesammelten Schriften d. V.) und J. L. Hoffmann („Ueber das N. L.," im Album d. lit. Ver. i. Nürnberg, 1850) geliefert, ein besonderes Buch schrieb Dr. Timm, „das N. L. nach Sprache und Darstellung ein Urbild deutscher Poesie," 1852.

Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w. und diese machten der schönen Notre-Dame von Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein Bißchen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Doch nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenliedes keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild."